

Davidson

7

Vernünftige Tiere

Weder ein Säugling, der erst eine Woche alt ist, noch eine Schnecke ist ein vernünftiges Wesen. Wenn der Säugling lange genug lebt, wird aus ihm wahrscheinlich ein vernünftiges Wesen werden, während das für die Schnecke nicht gilt. Wenn man will, darf man von vornherein behaupten, der Säugling sei ein Vernunftwesen, denn wenn er lange genug lebt, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach vernünftig werden; oder man darf es behaupten, weil er einer Gattung angehört, der diese Fähigkeit zukommt. Einerlei, wie wir uns ausdrücken, der Unterschied in puncto Vernunft, der zwischen dem Säugling und der Schnecke einerseits und dem normalen Erwachsenen andererseits besteht, bleibt bestehen.

Der Unterschied liegt im Vorhandensein propositionaler Einstellungen wie Glauben, Wünschen, Beabsichtigen und Scham. Damit wird die Frage aufgeworfen, wie sich angeben läßt, wann ein Lebewesen propositionale Einstellungen hat. Darüber, daß Schnecken keine haben, sind wir uns vielleicht einig. Aber wie steht es mit Hunden oder Schimpansen? Die Frage ist nicht rein empirischer Art, denn hier stellt sich überdies die philosophische Frage: Welche Belege sind von Belang, um zu entscheiden, wann einem Lebewesen propositionale Einstellungen zukommen?

Manche Tiere denken und stellen Überlegungen an. Sie erwägen, prüfen, verwerfen und akzeptieren Hypothesen. Sie handeln aus Gründen, und dies tun sie manchmal, nachdem sie nachgedacht, sich die Folgen ausgemalt und Wahrscheinlichkeiten gegeneinander abgewogen haben. Sie haben Wünsche, Hoffnungen und Haßgefühle, und das mitunter aus stichhaltigen Gründen. Außerdem machen sie Fehler bei ihren Berechnungen, sie handeln wider besseres Wissen oder lassen Theorien trotz unzureichender Belege gelten. Jede einzelne

dieser Leistungen, Tätigkeiten, Handlungen oder Fehleinschätzungen genügt für den Nachweis, daß das betreffende Tier ein Vernunftwesen ist, denn daß ein Tier vernünftig ist, heißt eben, daß es propositionale Einstellungen hat, egal, wie konfus, widersprüchlich, ungereimt, unberechtigt oder irrig diese Einstellungen sein mögen. Das ist nach meinem Vorschlag die Antwort.

Die Frage lautet: Welche Tiere haben Vernunft? Natürlich habe ich nicht die Absicht, Namen zu nennen, nicht einmal die Namen bestimmter Spezies oder sonstiger Gruppen. Ich werde keinen Versuch machen, darüber zu befinden, ob Delphine, Affen, menschliche Embryonen oder Politiker vernünftig sind, oder auch nur darüber, ob Computer nur deshalb nicht als vernünftig gelten, weil ihre Entstehungsgeschichte dagegen spricht. Meine Frage besagt: Wodurch wird ein Tier (oder irgend ein anderes Etwas) zu einem Vernunftwesen? Die propositionalen Einstellungen liefern ein interessantes Rationalitätskriterium, denn zu den Elementen ihrer Menge gibt es stets Entsprechungen. Ist ein reichhaltiges Muster an Überzeugungen, Wünschen und Absichten gegeben, ist offensichtlich eine hinreichende Bedingung für Vernunft erfüllt. Man kann jedoch den Eindruck gewinnen, daß es allzu streng wäre, wollte man diese Bedingung für notwendig erklären. Im Grunde liegt die Strenge allerdings im Wesen der propositionalen Einstellungen, denn wenn man *eine* hat, so ist damit auch eine große Komplementärmenge gegeben. Eine Überzeugung setzt viele Überzeugungen voraus, und Überzeugungen verlangen weitere Grundeinstellungen wie z. B. Absichten und Wünsche sowie – wenn ich recht habe – Sprachfähigkeit. Das bedeutet nun nicht, daß es keine Grenzfälle gibt. Dennoch, durch das im innersten Wesen Holistische der propositionalen Einstellungen wird die Unterscheidung zwischen dem Fall, in dem überhaupt welche gegeben sind, und dem Fall, in dem es gar keine gibt, höchst aussagekräftig. Wenn man diese Unterscheidung dermaßen akzentuiert und

die Sprache als ausschlaggebend hinstellt, handelt man sich leicht den Vorwurf des Anthropozentrismus ein. Der Vorwurf ist berechtigt, aber man sollte ihn nicht gegen mich richten. Ich beschreibe lediglich ein Merkmal bestimmter Begriffe. Es nimmt ja nicht wunder, daß unsere menschliche Sprache eine Fülle von Möglichkeiten enthält, um Männer und Frauen von sonstigen Lebewesen zu unterscheiden, so wie man ja auch behauptet, die Inuit hätten einen Wortschatz, der besonders dazu geeignet sei, verschiedene Arten von Schnee auseinanderzuhalten (eine Geschichte, die heutzutage allerdings als Mythos gilt). Wir machen mit unserer Sprache gemeinsame Sache, um ihr – und uns selbst – den Anschein des Besonderen zu verleihen.

Ich habe zwar versprochen, nicht über die Frage zu reden, ob bestimmte Spezies Vernunft haben, doch es wird unmöglich sein, den Eindruck zu vermeiden, daß von den Leistungen und Fähigkeiten der Tiere die Rede ist, denn es gehört nun einmal zur Tradition der Erörterung des Wesens des Denkens, daß man die geistigen Kräfte nichtmenschlicher Tiere in den Mittelpunkt der Diskussion rückt. Nach meinem Dafürhalten ist dieser Ansatz nichts weiter als eine anschauliche (und mitunter emotional befrachtete) Form des Nachdenkens über die Natur des Denkens.¹

¹ Aus meinen Aufzeichnungen geht hervor, daß ich, ehe die vorliegende Abhandlung geschrieben wurde, zwischen Valdosta (Georgia) und Auckland nicht weniger als zehn Vorträge unter dem Titel »Warum Tiere nicht denken können« gehalten habe. Dieser Titel war tendenziös, denn das Begründungsziel war seinerzeit (ebenso wie hier) der Nachweis, daß nur sprachfähige Lebewesen denken können. Wie es der Zufall will, glaube ich allerdings, daß Männer und Frauen die einzigen sprachbegabten Lebewesen sind. Zumindest sind sie die einzigen, die über etwas der Sprachfähigkeit hinreichend Ähnliches verfügen, um ihnen propositionale Gedanken zuzuschreiben. Was die moralische Frage betrifft, wie man mit sprachlosen Geschöpfen umgehen soll, sehe ich keinen Grund, Lebewesen ohne Gedanken oder Sprache weniger freundlich zu behandeln als solche mit Gedanken oder Sprache – ganz im Gegenteil!

Norman Malcolm erzählt die folgende Geschichte, die zeigen soll, daß Hunde denken:

Nehmen wir an, unser Hund jagt die Nachbarskatze. Dieserennt mit höchster Geschwindigkeit auf die Eiche zu, doch im letzten Augenblick schwenkt sie ab und verschwindet in einem in der Nähe stehenden Ahornbaum. Der Hund hat dieses Manöver nicht gesehen, und sobald er die Eiche erreicht, stellt er sich auf die Hinterbeine, legt die Pfoten auf den Stamm, als wollte er hochklettern, und kläfft aufgeregt in Richtung der oberen Zweige. Wir, die wir den ganzen Vorgang vom Fenster aus beobachtet haben, sagen: »Er denkt, die Katze sei die Eiche hinaufgekllettert.«²

(Dem fügt Malcolm noch die Bemerkung hinzu, wir würden sagen, der Hund sei auf dem Holzweg.) Malcolm behauptet nun, unter diesen Umständen wäre es durchaus möglich – ja nachgerade sicher –, daß derjenige recht hat, der dem Hund die genannte Überzeugung zuspricht. Die Belege entsprechen genau der Art, die nötig sei, um eine solche Zuschreibung zu rechtfertigen.

Zunächst möchte ich ein vorläufiges Argument anführen, um Malcolms Behauptung in Frage zu stellen. Klar ist, daß die Indizien für die »Überzeugung« des Hundes davon abhängen, daß man die Überzeugung als eine Determinante des Handelns und der emotionalen Reaktion auffaßt. Wir sollen aus dem Gesehenen folgern, daß der Hund die Katze erwischen will, daß er aufgrund dieses Wunsches und seiner Meinung über den Fluchtweg der Katze an einen bestimmten Ort rennt und daß er der Enttäuschung über sein Unvermögen, der Katze auf den Baum zu folgen, Luft macht, indem er kläfft, mit den Pfoten scharrt usw. Die Einzelheiten brauchen natürlich nicht genau zu stimmen. Bis hierhin liegt die Sache auf der Hand: Wenn wir dazu berechtigt sind, Überzeugungen zu erschließen, ist es auch gerechtfertigt, Absichten und Wünsche (und vielleicht noch sehr viel mehr) zu erschließen. Doch wie steht es mit der vermeintlichen Überzeugung des

² Norman Malcolm, »Thoughtless Brutes«, S. 13.

Hunds, die Katze sei auf diese Eiche geklettert? Diese Eiche ist zufällig der älteste Baum in Sichtweite. Glaubt der Hund, die Katze sei auf den ältesten Baum in Sichtweite geklettert? Oder: die Katze sei denselben Baum hinaufgeklattert wie beim letzten Mal, als der Hund hinter ihr her war? Es fällt schwer, diesen Fragen einen Sinn abzugewinnen. Doch dann ist es offenbar unmöglich, zwischen grundverschiedenen Dingen zu unterscheiden, von denen man behaupten könnte, der Hund sei von ihnen überzeugt.

Eine Möglichkeit anzugeben, daß man eine propositionale Einstellung zuschreibt, besteht in dem Hinweis, daß der Wahrheitswert der Sätze, die man zur Zuschreibung verwendet, von Wahr zu Falsch wechselt, wenn man in den das Objekt der Einstellung herausgreifenden Formulierungen einen Bezug nehmenden Ausdruck durch einen anderen ersetzt, der sich auf denselben Gegenstand bezieht. Die Überzeugung, die Katze sei die Eiche hinaufgeklattert, ist nicht dieselbe Überzeugung wie der Gedanke, die Katze sei den ältesten Baum in Sichtweite hinaufgeklattert. Wenn man Wörter wie »glauben«, »denken« und »beabsichtigen« verwendet und dabei das Merkmal der semantischen Undurchsichtigkeit preisgibt, stellt sich die Frage, ob man diese Wörter wirklich zur Zuschreibung propositionaler Einstellungen benutzt. Man hat nämlich längst eingesehen, daß es die semantische Undurchsichtigkeit ist, die das Reden über propositionale Einstellungen vom Reden über andere Dinge unterscheidet. Hier wird man vielleicht vorschlagen, die Position, die der Ausdruck »diese Eiche« in dem Satz »Der Hund denkt, die Katze sei diese Eiche hinaufgeklattert« einnimmt, sei durchsichtig (um Quines Terminologie zu gebrauchen). Die richtige Formulierung der Überzeugung des Hundes lautet (die sem Vorschlag zufolge): »Der Hund denkt mit Bezug auf diese Eiche, daß die Katze auf sie hinaufgeklattert sei«, oder: »Diese Eiche ist diejenige, von der der Hund denkt, die Katze sei auf sie hinaufgeklattert.« Doch solche Konstruktionen

können zwar den Zuschreibenden von der Notwendigkeit befreien, eine Beschreibung des Gegenstands vorzulegen, die der Überzeugungsträger akzeptieren würde, aber dennoch implizieren sie, daß es eine solche Beschreibung gibt. Die Beschreibung *de re* greift einen Gegenstand heraus, den auch der Überzeugungsträger irgendwie herausgreifen könnte. Um es mit Hilfe einer beliebigen, wenn auch irreführenden Redeart zu ausdrücken: Der Hund muß, unter der einen oder anderen Beschreibung des Baums, glauben, die Katze sei diesen Baum hinaufgeklettert. Doch welche Art von Beschreibung käme dem Hund gelegen? Kann der Hund beispielsweise von einem Gegenstand glauben, er sei ein Baum? Das dürfte unmöglich erscheinen, es sei denn, man unterstellt, der Hund habe eine Vielzahl allgemeiner Meinungen über Bäume, etwa: daß sie wachsen, daß sie Erde und Wasser brauchen, daß sie Blätter oder Nadeln haben, daß sie brennen. Es gibt zwar keine feststehende Liste von Dingen, die jemand, der über den Begriff des Baums verfügt, glauben muß, doch wenn nicht viele allgemeine Überzeugungen gegeben wären, gäbe es keinen Grund, eine gewisse Überzeugung als Meinung über einen Baum – oder gar über eine Eiche – hinzustellen. Ähnliche Überlegungen gelten auch für die vermeintlichen Gedanken des Hundes über die Katze.

Daß wir Gedanken identifizieren, auseinanderhalten und als das kennzeichnen, was sie sind, gelingt nur insofern, als sie im Rahmen eines dichten Netzes verwandter Überzeugungen lokalisiert werden können. Wenn man einem Hund wirklich in verständlicher Form einzelne Überzeugungen zuschreiben kann, muß man sich auch ausmalen können, wie man darüber entscheidet, ob der Hund außerdem viele weitere Überzeugungen der notwendigen Art hat, damit die Ausgangsüberzeugung verständlich wird. Mir scheint, daß man – einerlei, wo man ansetzt – sehr rasch zu Überzeugungen gelangt, die so beschaffen sind, daß man gar keine Vorstellung davon hat, wie man angeben soll, ob ein Hund diese Überzeugungen hat,

und die dennoch so beschaffen sind, daß die erste Zuschreibung zweifelhaft wirken würde, wenn diese Überzeugungen nicht gegeben wären.

Es ist nicht nur so, daß jede Überzeugung, um Inhalt und Identität zu erlangen, eine Fülle weiterer Überzeugungen voraussetzt, sondern auch jede andere propositionale Einstellung ist, was ihre Besonderheit anlangt, von einer ähnlichen Fülle von Überzeugungen abhängig. Um zu glauben, daß die Katze diese Eiche hinaufgeklettert sei, muß ich viele wahre Meinungen über Katzen und Bäume, über diese Katze und diesen Baum, über den Ort, die Erscheinung und die Wohnheiten von Katzen und Bäumen haben usw. Das gleiche gilt aber auch, wenn ich mich frage, ob die Katze auf die Eiche geklettert ist; fürchte, daß sie es getan hat; hoffe, daß sie es getan hat; wünsche, daß sie es getan hat; oder beabsichtige, dafür zu sorgen, daß sie es tut. Überzeugungen – ja eigentlich: wahre Überzeugungen – spielen im Bereich der propositionalen Einstellungen eine maßgebliche Rolle. Daher möchte ich hier alle propositionalen Einstellungen zusammenfassend als Gedanken bezeichnen.

Mag sein, daß es, wie oben bereits angemerkt, keine feststehende Liste von Überzeugungen gibt; auf der ein bestimmter Gedanke beruht. Dennoch sind viele wahre Überzeugungen nötig. Manche Überzeugungen der erforderlichen Art sind allgemein, aber offenbar empirisch, etwa Ansichten wie die, daß Katzen kratzen oder auf Bäume klettern können. Andere sind spezifisch, beispielsweise die, daß sich die Katze, die man vor einem Augenblick vorbeilaufen gesehen hat, immer noch in der Nachbarschaft aufhält. Manche sind logischer Art. Gedanken stehen, ebenso wie Propositionen, in logischen Beziehungen zueinander. Da die Identität eines Gedankens nicht von seinem Platz im logischen Netz anderer Gedanken abgetrennt werden kann, läßt er sich nicht an einen anderen Ort dieses Netzes stellen, ohne sich in einen anderen Gedanken zu verwandeln. Im Bereich der Überzeugungen ist radikale

Inkohärenz daher unmöglich. Wer eine einzige propositionale Einstellung hat, verfügt damit insofern über eine weitgehend richtige Logik, als ein Muster von Überzeugungen gegeben ist, die in logisch kohärenten Verhältnissen zueinander stehen. Das ist ein Grund, weshalb derjenige, der propositionale Einstellungen hat, ein Vernunftwesen ist. Dieser Punkt läßt sich auf absichtliche Handlungen übertragen. Das absichtliche Handeln ist ein Handeln, das sich durch Bezugnahme auf Überzeugungen und Wünsche erklären läßt, deren propositionaler Inhalt die Handlung rational erscheinen läßt. Ebenso muß ein Gefühl wie das der Freude darüber, daß man zu rauchen aufgehört hat, ein Gefühl sein, das im Lichte der eigenen Überzeugungen und Werte rational wirkt. Die Existenz irrationaler Überzeugungen, Handlungen und Gefühle wird damit, wie wohl nicht eigens betont werden muß, keineswegs bestritten. Eine Handlung, für deren Ausführung man Gründe hat, kann derart sein, daß noch bessere Gründe dagegen sprechen. Es mag sein, daß eine Meinung im Hinblick auf einige eigene Überzeugungen, aber nicht im Hinblick auf alle diese Überzeugungen vernünftig ist, usw. Ausschlaggebend ist, daß die Möglichkeit der Irrationalität von einem hohen Maß an Rationalität abhängt. Irrationalität ist kein bloßer Mangel an Vernunft, sondern eine Erkrankung oder Störung der Vernunft.

Hier setze ich voraus, daß ein Beobachter unter günstigen Umständen angeben kann, welche Überzeugungen, Wünsche und Absichten ein Akteur hat. Im Grunde habe ich mich auf diese Annahme schon berufen, als ich geltend gemacht habe, es sei, wenn ein Lebewesen nicht sprechen kann, nicht einleuchtend, daß sich bei Beschreibungen der vermeintlichen Überzeugungen und sonstigen Einstellungen dieses Wesens Intensionalität durchhalten läßt. Ebenso habe ich mich gefragt, ob es, sofern keine Sprache gegeben ist, angemessene Gründe dafür geben kann, jene allgemeinen Überzeugungen zuzuschreiben, die nötig sind, um überhaupt einen Gedan-

ken zu deuten. Ohne die Annahme zu verteidigen, daß wir Fremdpsychisches erkennen können, möchte ich sie von anderen, anspruchsvolleren Voraussetzungen unterscheiden. Die Behauptung, ein Beobachter könne unter günstigen Umständen angeben, was eine andere Person denkt, läuft nicht darauf hinaus, daß man sich – sogar im Hinblick auf Gedanken – eine verifikationistische Auffassung zu eigen macht. Die Annahme der Beobachtbarkeit beinhaltet nämlich keineswegs, daß es möglich ist, explizite Angaben darüber zu machen, welche Belege für die Bestimmung des Vorliegens eines bestimmten Gedankens notwendig oder hinreichend sind. Es wird durchaus nicht nahegelegt, irgendwie lasse sich das Denken auf dem Wege der Definition auf etwas anderes zurückführen. Ebensov wenig impliziert die Annahme der Beobachtbarkeit, Beobachtung sei das einzige Verfahren zur Bestimmung des Vorhandenseins eines Gedankens. Im Gegenteil ist klar, daß die Menschen normalerweise ohne Beobachtung oder Indizien wissen, was sie glauben, wollen und beabsichtigen.

Die Annahme der Beobachtbarkeit läuft auch nicht auf eine behavioristische Auffassung hinaus. Propositionale Einstellungen können von einem Beobachter ermittelt werden, der nichts anderes wahrnimmt als Verhalten, ohne daß sich die Einstellungen deshalb irgendwie auf Verhalten zurückführen ließen. Zwischen Einstellungen und Verhalten bestehen begriffliche Verbindungen, die – sofern genügend Informationen über wirkliches und potentielles Verhalten vorliegen – ausreichen, um richtige Schlüsse auf die Einstellungen zuzulassen.

Aus dem, was bisher über die Abhängigkeit der Überzeugungen von anderen Überzeugungen sowie über die Abhängigkeit der anderen propositionalen Einstellungen von den Überzeugungen gesagt worden ist, geht deutlich hervor, daß ein höchst komplexes Verhaltensmuster beobachtet werden muß, um die Zuschreibung eines einzigen Gedankens zu rechtfertigen.

gen. Genauer gesagt, es muß einen stichhaltigen Grund geben, der für die Vermutung spricht, daß ein solches komplexes Verhaltensmuster gegeben ist. Und nur wenn wirklich ein derartiges komplexes Verhaltensmuster vorliegt, gibt es Gedanken.

Meiner Ansicht nach ist ein solches Muster nur gegeben, wenn der Akteur eine Sprache kann. Sofern das richtig ist, ist Malcolm nur dann dazu berechtigt, seinem Hund Gedanken zuzuschreiben, wenn er aufgrund triftiger Indizien glaubt, sein Hund könne eine Sprache.

Die Ansicht, daß Denken – Glauben, Wünschen, Beabsichtigungen und dergleichen – Sprache voraussetzt, ist zwar umstritten, aber gewiß nicht neu. Die Lesart dieser These, für die ich mich stark machen möchte, muß von diversen verwandten Lesarten unterschieden werden. So halte ich es z. B. nicht für möglich, Denken auf sprachliches Tun zurückzuführen. Ich finde auch nichts Einleuchtendes an der Vorstellung, Gedanken ließen sich nomologisch mit physikalisch oder neurologisch gekennzeichneten Phänomenen gleichsetzen oder in Korrelation bringen. Ferner sehe ich keinen Grund für die Behauptung, daß wir das, was wir nicht sagen können, auch nicht denken können. Meine These besagt also nicht, daß jeder Gedanke hinsichtlich seiner Existenz vom Vorhandensein eines Sarzes abhängt, der diesen Gedanken zum Ausdruck bringt. Vielmehr lautet meine These, ein Lebewesen könne keinen Gedanken haben, sofern es keine Sprache kann. Um ein denkendes Vernunftwesen zu sein, muß das betreffende Lebewesen imstande sein, viele Gedanken zum Ausdruck zu bringen, und vor allen Dingen muß es die Äußerungen und Gedanken anderer interpretieren können.

Diese Behauptung ist, wie oben bereits festgestellt wurde, schon häufig vertreten worden. Mit welcher Begründung jedoch? Bedenkt man, welcher Beliebtheit sich diese Vorstellung seit den Rationalisten und bis hin zu den amerikanischen Pragmatisten sowie auch heute noch bei ethischen Vertretern

der analytischen Philosophie erfreut, besteht ein erstaunlicher Mangel an Argumenten. Bisher habe ich auf folgende Punkte hingewiesen: Wo es um Tiere ohne Sprache geht, ist die Anwendbarkeit der Intensionalitätsprobe äußerst zweifelhaft; und damit überhaupt ein Gedanke gegeben sein kann, muß es einen reichhaltigen Vorrat an allgemeinen (und wahren) Überzeugungen geben. Diese Überlegungen weisen in Richtung Sprache, aber sie laufen nicht auf den Nachweis hinaus, daß Sprache eine notwendige Bedingung des Denkens ist. Eigentlich legen diese Überlegungen bloß die Einsicht nahe, daß es ohne Sprache wahrscheinlich nicht viele Gedanken geben kann.

Gegen die Abhängigkeit des Denkens von der Sprache spricht die schlechte Beobachtung, daß es uns gelingt, das Verhalten von Tieren ohne Sprache zu erklären und mitunter auch zu prognostizieren, indem wir ihnen Überzeugungen, Wünsche und Absichten zuschreiben. Diese Methode funktioniert bei Hunden und Fröschen ebenso wie bei Personen. Außerdem verfügen wir, wie man vielleicht hinzufügen darf, über keinen allgemeinen und praktischen Alternativrahmen zur Erklärung tierischen Verhaltens. Heißt das nicht, daß diese Fakten die Anwendung dieser Methode *rechtfertigen*?

Doch, das heißt es zweifellos. Dennoch gibt es nach wie vor einen klaren Sinn, in dem es verfehlt wäre zu folgern, daß stumme Tiere (also solche, die zur Interpretation sprachlicher Kommunikation bzw. zur Beteiligung daran unfähig sind) propositionale Einstellungen haben. Um das einzusehen, muß man nur an die durchaus nicht abwegige Möglichkeit denken, daß jemand über keine bessere oder keine andere Möglichkeit verfügt, die Bewegungen eines infrarotgeleiteten Geschosses zu erklären, als mit Hilfe der Annahme, das Geschoss wolle ein Flugzeug zerstören und glaube, das könne ihm gelingen, indem es sich in der beobachteten Weise bewegt. Dieser

³ Das ist die Position, die Jonathan Bennett in *Linguistic Behavior* unterstreicht.

kennntlose Beobachter könnte durchaus berechtigt sein, dem Geschloß einen Wunsch und diverse Überzeugungen zuzuschreiben; doch er wäre im Irrtum. Ich z. B. weiß es besser, und zwar nicht, weil ich mich mit den Konstruktionsplänen des Geschlosses auskenne, sondern weil ich weiß, daß es sich deshalb in der gegebenen Weise bewegt, weil sein Entwurf und seine Konstruktion von Personen stammen, die eben jenen Wunsch und jene Überzeugungen hatten, die mein ahnungsloser Freund dem Geschloß zuschreibt. Meine Erklärung ist zwar ebenfalls teleologisch und von der Existenz propositionaler Einstellungen abhängig, aber sie ist eine bessere Erklärung, denn sie verzichtet darauf, dem Geschloß das gleiche Potential an vielfältigen Verhaltensweisen zuzuschreiben, über das ein denkendes Lebewesen verfügen muß.

Der Fall des sprachlosen Lebewesens unterscheidet sich in zweierlei Hinsicht vom Fall des Geschlosses: Die Menschenähnlichkeit ist, was den Verhaltensspielraum betrifft, bei vielen Tieren sehr viel größer als bei den Geschlossen; und häufig kennen wir kein besseres Verfahren zur Erklärung tierischen Verhaltens als die Übertragung propositionaler Einstellungen. Was wir demnach brauchen, um zu einer Begründung zu gelangen, ist eine Kennzeichnung des von der Sprache beigeordneten und fürs Denken notwendigen Moments. Denn wenn es eine solche notwendige Bedingung gibt, können wir das Verhalten sprachloser Lebewesen auch weiterhin durch Zuschreibung propositionaler Einstellungen erklären, während wir zur gleichen Zeit einsehen, daß diese Wesen in Wirklichkeit gar keine propositionalen Einstellungen haben. Wir werden anerkennen müssen, daß wir ein über die Ansprüche des beobachteten Verhaltens weit hinausgehendes Erklärungsmuster anwenden, dem wirklich gerecht zu werden das beobachtete Verhalten nicht diffizil genug ist.

Im Schlußteil dieser Abhandlung werde ich die meines Erachtens nur durch Sprache erfüllbare Bedingung für Gedanken formulieren und Überlegungen anführen, die für meine An-

schauung sprechen. Diese Überlegungen werde ich zwar in argumentativer Form darlegen, aber dennoch wird klar sein, daß Einwände gegen meinen Gedankengang an mehreren Stellen möglich sind.

Meine »Argumentation« beinhaltet zwei Schritte. Gezeigt habe ich meines Erachtens bereits, daß alle propositionalen Einstellungen einen Hintergrund an Überzeugungen voraussetzen; daher werde ich mich auf Bedingungen für Überzeugungen konzentrieren. Ohne Überzeugungen gibt es keine sonstigen propositionalen Einstellungen und daher auch keine Rationalität im hier gekennzeichneten Sinn. *Erstens* mache ich geltend, daß es, um eine Überzeugung zu haben, nötig ist, über den Begriff der Überzeugung zu verfügen.

Zweitens mache ich geltend, daß man, um den Begriff der Überzeugung zu haben, eine Sprache können muß. Norman Malcolm führt in dem oben erwähnten Artikel eine Unterscheidung ein, die der von mir gewünschten zwischen dem Haben einer Überzeugung und der Verfügung über den Begriff der Überzeugung durchaus ähnlich ist. Allerdings ist Malcolms Terminologie von der meinen verschieden. Ich habe das Wort »Gedanke« benutzt, um alle propositionalen Einstellungen abzudecken. Malcolm hingegen beschränkt die Anwendung des Worts »Gedanke« auf eine höhere Ebene des Denkens. Seiner Ansicht nach kann der Hund zwar die Überzeugung haben, die Katze sei die Eiche hinaufgekllettert, nicht jedoch den Gedanken, die Katze sei die Eiche hinaufgekllettert. Dieser – aber nicht jene – setzt nach Malcolms Auffassung Sprache voraus. Malcolm trifft diese Unterscheidung, indem er sagt, ein Lebewesen habe lediglich die Meinung (die Überzeugung), daß *p*, wenn es merkt, daß *p*, während es den Gedanken, daß *p*, dann habe, wenn es merke, daß es merke, daß *p*. Das kommt in die Nähe der mir vorschwebenden Unterscheidung zwischen dem Fall, in dem man überzeugt ist, daß *p*, und dem Fall, in dem man überzeugt ist, man sei davon

überzeugt, daß *p*. Im zweiten Fall handelt es sich um eine Überzeugung über eine Überzeugung, daher ist der Begriff der Überzeugung vonnöten. Um einen ungefähren Vergleich anzustellen: Malcolm meint, die Sprache trenne zwischen Lebewesen, die bloß denken, und Lebewesen, die den Begriff des Gedankens haben. Ich hingegen meine, daß man, um zu denken, den Begriff des Gedankens haben muß, so daß Sprache in beiden Fällen erforderlich ist.

Donald Weiss ist anderer Meinung als Malcolm, denn er hält es für möglich, sprachlosen Lebewesen sinnvoll Bewußtsein zuzuschreiben.⁴ Da ich vermute, daß sein Beispiel auch bei anderen eine mitschwingende Saite anschlägt, möchte ich seine Ausführungen zusammenfassen und ausführlich zitieren. Folgendes ist seine Geschichte: Arthur ist kein Hund, sondern, wie wir sagen wollen, ein Überhund von einem fremden Planeten. Arthur gelangt ohne Begleitung auf die Erde, und hier gedeiht er. Er hat keinen Verkehr mit anderen Lebewesen und keine Kenntnis von solchen Wesen. Beobachtet wird er durch halbdurchlässige Spiegel. Eine Sprache kann er nicht. Laut Weiss kommen wir zu der Überzeugung, daß er reflektierte Intelligenz besitzt, sobald wir Zeugen der folgenden Szene werden:

Eines Tages stößt Arthur auf ein glänzendes Stück Metall, legt es ins Feuer und versucht es hämmern zu bearbeiten, stellt jedoch fest, daß es offenbar nicht formbarer ist als in kaltem Zustand. Er versucht es noch einmal und verfährt langsamer und systematischer, doch das Ergebnis ist wieder das gleiche. Die Regelmäßigkeit, von der Arthur überzeugt war – flüstern wir einander zu –, gilt nicht völlig allgemein. Arthur hat einen Einzelfall entdeckt, der nicht der allgemeinen Regel entspricht.

Nun durchmisst Arthur mit aufgeregten Schritten den Raum, in dem er lebt. Plötzlich setzt er sich hin, und ebenso abrupt steht er wieder auf, um vor und zurück zu stapfen. Dann setzt er sich von neuem, doch diesmal verharret er in seiner Stellung. Eine Viertelstunde vergeht, ohne daß er seine Haltung verändert. Arthurs Augen blicken starr geradeaus. Auf einmal springt er hoch und macht sich sogleich daran, eine gewaltige Menge Holz auf sein

4 Donald Weiss, »Professor Malcolm on Animal Intelligence«.

Feuer zu häufen. [...] Dann stößt er das kürzlich gefundene Metall ins Feuer, um es nach einer gewissen Zeit wieder herauszuholen. Anschließend versucht er es hämmern zu bearbeiten, und diesmal hat er Erfolg. Damit ist er offenbar zufriedener [...] und trifft gemächlich Anstalten, sich eine Mahlzeit zuzubereiten.⁵

Damit liegen uns, wie Weiss behauptet, überzeugende Indizien dafür vor, daß Arthur über seine eigenen Überzeugungen nachgedacht hat. Besonders beeindruckend findet Weiss den Umstand, daß Arthur auf seinen eigenen Zustand der Verblüffung reagiert, indem er mit großen Augen stocksteif sitzt und anschließend regelrecht hochspringt, um Handlungen auszuführen, die zur Lösung seines Problems führen.⁶ Daß sich Weiss eines völlig parteiischen Vokabulars bedient, um Arthurs Bewegungen zu beschreiben, lasse ich außer acht, denn der von Weiss eingeschlagene Weg ist meines Erachtens durchaus kein Holzweg: Es ist wesentlich, daß wir Arthur als ein Wesen beschreiben können, das überrascht ist. Meiner Meinung nach ist klar: Wenn er überrascht ist, hat er tatsächlich reflektierte Gedanken und natürlich Überzeugungen.

Damit soll keineswegs behauptet werden, alles Denken gehe mit Selbstbewußtsein einher; oder immer, wenn man denkt, daß *p*, müsse man ein Bewußtsein davon haben, daß *p*; oder glauben, daß man glaube, daß *p*; oder denken, daß man denke, daß *p*. Vielmehr möchte ich folgendes behaupten: Um überhaupt eine propositionale Einstellung zu haben, ist es notwendig, über den Begriff der Überzeugung zu verfügen – eine Überzeugung über eine Überzeugung zu haben. Doch was ist erforderlich, um den Begriff der Überzeugung zu haben? Hier wende ich mich hilfesuchend dem Phänomen der Überraschung zu, denn meiner Meinung nach setzt Überraschung den Begriff der Überzeugung voraus.

5 Ebd., S. 91 f.
6 Ebd.

Nehmen wir an, ich glaube, in meiner Hosentasche befinde sich eine Münze. Ich krample meine Tasche nach außen und finde keine Münze. Da bin ich überrascht. Offensichtlich könnte ich darüber zwar erschrocken, aber nicht überrascht sein, wenn ich nicht zunächst bestimmte Überzeugungen gehabt hätte. Vielleicht ebenso offensichtlich ist, daß das Haben einer Überzeugung – jedenfalls einer Überzeugung der in meinem Beispiel angesprochenen Art – die Möglichkeit der Überraschung impliziert. Wenn ich davon überzeugt bin, eine Münze in der Tasche zu haben, könnte etwas passieren, das einen Sinneswandel herbeiführt. Überraschung beinhaltet allerdings einen weiteren Schritt. Es genügt nicht, daß ich zuerst glaube, in meiner Tasche stecke eine Münze, und diese Überzeugung nicht mehr habe, nachdem ich meine Tasche nach außen gekremplel habe. Überraschung setzt voraus, daß mir ein Gegensatz zwischen der früheren und der späteren Überzeugung bewußt ist. Diese Art von Bewußtsein ist jedoch eine Überzeugung über eine Überzeugung: Wenn ich überrascht bin, gelange ich unter anderem zu der Überzeugung, daß etwas, was ich ursprünglich geglaubt hatte, falsch ist. Ich brauche hier nicht darauf zu pochen, daß jeder Fall von Überraschung eine Überzeugung über das Falschsein einer früheren Überzeugung beinhaltet (obwohl ich geneigt bin, das für richtig zu halten). Was ich hier behaupten möchte, ist folgendes: Man kann keinen allgemeinen Vorrat an Überzeugungen der Art haben, die nötig ist, um überhaupt Überzeugungen haben zu können, ohne Überraschungen ausgesetzt zu sein, die Überzeugungen über die Richtigkeit der eigenen Überzeugungen involvieren. Überraschung über manche Dinge ist eine notwendige und hinreichende Bedingung des Denkens überhaupt. Damit ist der erste Teil meiner »Argumentation« abgeschlossen.

Der Witz des Begriffs der Überzeugung besteht großenteils darin, daß es der Begriff von einem Organismuszustand ist, der wahr oder falsch, richtig oder unrichtig sein kann. Wenn

man über den Begriff der Überzeugung verfügt, verfügt man daher auch über den Begriff der objektiven Wahrheit. Wenn ich glaube, in meiner Tasche befinde sich eine Münze, kann ich recht oder unrecht haben. Recht habe ich nur, wenn in meiner Tasche tatsächlich eine Münze steckt. Wenn ich mit Überraschung feststelle, daß keine Münze in meiner Tasche ist, komme ich zu der Ansicht, daß meine vorherige Überzeugung nicht dem Zustand meiner Finanzen entsprach. Damit habe ich die Vorstellung von einer objektiven Realität, die nicht von meiner Überzeugung abhängt.

Ein Lebewesen kann in komplexer Art und Weise mit der Welt interagieren, ohne irgendwelche Propositionen im Sinn zu haben. Es kann Farben auseinanderhalten sowie Geschmacksempfindungen, Klänge und Formen. Es kann lernen, d. h. sein Verhalten in einer Art und Weise verändern, die sein Leben erhält oder seine Nahrungsaufnahme steigert. Es kann insofern »verallgemeinern«, als es auf neue Reize in einer Weise reagiert, in der es bisher auf frühere Reize reagiert hat. Doch nichts von alledem – egal, wie groß der Erfolg nach meinen Maßstäben sein mag – zeigt, daß dieses Lebewesen etwas anfangen kann mit dem von Überzeugungen vorausgesetzten Gegensatz zwischen dem, was man glaubt, und dem, was der Fall ist.

Was würde denn nun tatsächlich zeigen, daß jemand mit diesem Gegensatz etwas anfangen kann? Sprachliche Verständigung wäre offensichtlich ausreichend. Um die Äußerungen einer anderen Person zu verstehen, muß ich an die gleichen Dinge denken können wie sie; meine Welt muß dieselbe sein wie ihre. Ich muß nicht in allen Dingen ihrer Meinung sein, aber um verschiedener Meinung sein zu können, müssen wir dieselben Propositionen und dasselbe Thema im Sinn haben, und unser Wahrheitsbegriff muß ebenfalls derselbe sein. Kommunikation beruht darauf, daß jeder am Kommunikationsprozeß Beteiligte den Begriff von einer gemeinsamen Welt – einer intersubjektiven Welt – hat und zu Recht glaubt,

der andere verfüge ebenfalls über diesen Begriff. Doch der Begriff von einer intersubjektiven Welt ist der Begriff von einer objektiven Welt: von einer Welt, über die jeder an der Kommunikation Beteiligte Meinungen haben kann. Daher möchte ich geltend machen, daß der Begriff der intersubjektiven Wahrheit als Grundlage für Überzeugungen und somit für Gedanken im allgemeinen ausreicht. Einleuchtend ist vielleicht auch, daß das Haben des Begriffs der intersubjektiven Wahrheit davon abhängt, daß es Kommunikation im vollen sprachlichen Sinn gibt. Um meine »Argumentation« zum Abschluß zu bringen, muß ich jedoch zeigen, daß der *einzig* Weg, auf dem man zum Gegensatz zwischen Überzeugung und Wahrheit gelangen könnte, über den Begriff der intersubjektiven Wahrheit führt. Ich räume ein, daß ich keine Ahnung habe, wie sich das zeigen ließe. Aber ebensowenig habe ich eine Vorstellung davon, in welcher anderen Weise man zum Begriff der objektiven Wahrheit gelangen könnte. Anstatt den ersten Schritt zu begründen, möchte ich den folgenden Vergleich anbieten:

Wenn ich an den Erdboden geschmiedet wäre, stünde mir kein Verfahren zu Gebote, um den Abstand zwischen vielen Gegenständen und mir selbst zu bestimmen. Ich wüßte lediglich, daß sie auf einer Linie lägen, die sich von mir zu ihnen ziehen ließe. Ich könnte zwar erfolgreich mit Gegenständen interagieren, doch ich wäre außerstande, der Frage, wo sie sich befinden, Inhalt zu verleihen. Da ich nicht festgeschmiedet bin, steht es mir frei, das Verfahren der Triangulation zu benutzen. Unser Gefühl für Objektivität ist die Folge einer anderen Art von Triangulation, zu der zwei Lebewesen nötig sind. Jedes der beiden Wesen interagiert mit einem Gegenstand, doch was jedem von ihnen den Begriff von einem objektiven Sosein der Dinge vermittelt, ist die durch Sprache geformte Grundlinie zwischen diesen Wesen. Einzig daß ihnen ein Wahrheitsbegriff gemeinsam ist, macht die Behauptung verständlich, daß sie Überzeugungen haben und

Gegenständen einen Ort in der öffentlichen Welt zuordnen können.

Die Schlussfolgerung, die sich aus diesen Überlegungen ergibt, ist die, daß Vernunft ein soziales Merkmal ist. Nur wer kommuniziert, hat es.